

Leseprobe

CHRISTOPH NÖTZEL · **Glauben – was ist das eigentlich?**

Leseprobe

CHRISTOPH NÖTZEL

Glauben – was ist das eigentlich?

Verstehen · leben · teilen

Eine Orientierung

Leseprobe

Die Bibelstellen sind folgenden Übersetzungen entnommen:

Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Dr. Ulrike Bail / Frank Crüsemann / Marlene Crüsemann (Hg.),
Bibel in gerechter Sprache © 2006 Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2020 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.sonnhueter.com

unter Verwendung eines Bildes von © Norrapat Thepnarin (shutterstock.com)

Lektorat: Ekkehard Starke

DTP: Breklumer Print-Service, www.breklumer-print-service.com

Verwendete Schrift: Scala, Scala Sans

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7615-6740-1

www.neukirchener-verlage.de

Vorwort

Wer bin ich? Was trägt mich? Was darf ich hoffen? Was macht mein Leben zu einem guten Leben? Die Antworten auf diese großen Lebensfragen können wir nicht wissen. Wir können sie nur glauben.

Jede und jeder von uns wird darauf seine eigene Antwort geben, und sie muss sich für uns im persönlichen Leben bewähren. Aber auch wenn wir da zunächst individuell unterwegs sind, findet niemand von uns seine Antwort für sich allein. Wir finden sie nur im Miteinander von Begegnung und Gespräch – untereinander und im Überlieferungsstrom der Geschichte, in der wir leben und uns verstehen. Glaubensüberlieferung, gemeinschaftliche Erlebnisräume des Glaubens und das Gespräch über den Glauben waren deshalb schon immer wichtig.

Dies ist kein Buch über das, was Christen glauben – was also der Glaube ist. Dazu liegt schon eine große und gute Vielfalt an Publikationen vor. Dieses Buch ist vielmehr von der Frage bewegt, wie Christen glauben und Menschen zum Glauben finden – also was das Glauben ausmacht und welche Bedeutung das für die Mitteilbarkeit des Glaubens hat. Heute müssen wir

dafür neue Formen finden. Denn Pluralisierung und Individualisierung in unserer säkularen Gesellschaft sowie der Prozess der Digitalisierung verändern auch die Kommunikation des Glaubens.

Persönlich, gesellschaftlich, aber auch um der Zukunft der Kirchen willen ist es deshalb notwendig zu fragen: Was heißt eigentlich zu glauben? Wie finden Menschen zum Glauben? Und was heißt „christlich zu glauben“? Und wie können wir Glauben unter den Bedingungen einer säkularen, pluralistischen und individualistischen Gesellschaft teilen?

Das Nachdenken über diese Fragen führt in die Mitte der biblischen Überlieferung, in das Gespräch mit bedeutsamen Theologinnen und Theologen, genauso wie in die Begegnung mit aktuellen sozialphilosophischen Entwürfen. Ich begegnete wichtigen gesellschaftliche Themen unserer Zeit wie Identität oder Resilienz und machte mich auf die Suche nach Weggemeinschaft im Glauben als einer Zukunftsgestalt von Kirche. Immer wieder ging es mir dabei darum, wie sich Glauben kommunikativ und sozial herausbildet, wie Menschen darin wachsen und ihre Persönlichkeit reift.

Ich freue mich, wenn dieses Buches so einen Beitrag zum Verständnis der geistlichen und kommunikativen Gestalt des Glaubens leistet, und hoffe, dass sich daraus Impulse für eine lebendige Kirche ergeben, die – so bin ich fest überzeugt – davon lebt, dass Menschen ihren Glauben miteinander leben, ausdrücken und teilen.

Brauweiler, im September 2020

Christoph Nötzel

Inhaltsverzeichnis

Teil 1 Glauben – eine Orientierung 9

Kapitel 1 Und wem glaubst du, wer du bist? 11

Kapitel 2 Gott glauben 18

Kapitel 3 Relevanzkrise des Glaubens? 24

Kapitel 4 Niemand glaubt für sich allein 45

Teil 2 Mit der Bibel glauben 57

Kapitel 5 Wo bist du, Mensch? 61

Kapitel 6 Von der heilsamen Kraft des Glaubens 83

Kapitel 7 Das Vaterunser als Schule des Glaubens 90

Kapitel 8 Der Gegenwart Gottes gewahr sein 122

Kapitel 9 Wer glaubt, steht auf 130

Kapitel 10 Wiedergefunden! 151

Teil 3 Glauben verstehen und leben 159

- Kapitel 11 Ich glaube (Augustinus) 161
- Kapitel 12 Gnade empfangen (M. Luther) 165
- Kapitel 13 Von Gott bewegt (F. Schleiermacher) 171
- Kapitel 14 Gottes Wort hören (K. Barth) 179
- Kapitel 15 Gottes Wort tun (D. Bonhoeffer) 186
- Kapitel 16 Gott geschieht durch uns (D. Sölle) 196
- Kapitel 17 204
- Glauben wagen 204

Teil 4 Glauben teilen 209

- Kapitel 18 Miteinander glauben 211
- Kapitel 19 Den Glauben teilen wie das Brot 239
- Kapitel 20 Weggemeinschaft im Glauben 269

Anmerkungen 283

Teil 1

Glauben – eine Orientierung

Leseprobe

Kapitel 1

Und wem glaubst du, wer du bist?

Glauben ist sehr persönlich. Glauben ist immer mein Glauben. Doch stehe ich damit nicht allein. Ich teile meinen Glauben mit anderen. Mein Glaube ist immer auch „unser Glaube“. Wenn ich also vom Glauben erzähle, dann tue ich das zuerst aus meiner persönlichen Geschichte heraus. Wie verlief denn meine ganz persönliche Glaubensgeschichte? Wer hat mich auf meinem Glaubensweg begleitet? Was lässt mich glauben? Mit wem teile ich meinen Glauben?

Mein Glaube hat eine Geschichte. Ich besitze ihn nicht einfach. Mein Glaube ist im Verlauf meines Lebens gewachsen und geworden. Und er wurzelt tief. Tiefer als in meinem eigenen Leben. Er ist geprägt vom Glauben meiner Mutter und von den Fragen meines Vaters, vom Glauben meiner Großmutter und wiederum von deren Eltern, die sie geprägt haben. Es ist eine lange, weit zurück reichende Geschichte. Meine Mütter und Väter im Glauben sprechen immer mit, wenn ich von „meinem“ Glauben erzähle. Und genauso meine Brüder und Schwestern im Glauben, die vielen, mit denen ich im Glauben gefeiert und gesungen habe, gerungen und gebetet, mit denen

ich alte Wege verließ und mich auf neue Wege wagte. Nein, „mein“ Glaube gehört mir nicht. Es ist ein geschwisterlich geteilter Glaube. Er ist gewachsen im Horizont der Kultur, in die ich geboren und in der ich groß geworden bin.

Aufgewachsen bin ich in einem religiös durch meine Mutter katholisch-bürgerlich geprägten Elternhaus. Gott und Kirche gehörten zu meinem Leben immer selbstverständlich mit dazu. In meinen frühesten Erinnerungen sehe ich mich mit meiner Großmutter beten und mit ihr zusammen durch die winterliche Stadt Weihnachtskrippen aufsuchen. Gott war in meiner Kindheit einfach selbstverständlich zuhause. Solange ich denken und mich erinnern kann, besuchte ich an der Hand meiner Mutter den Gottesdienst. Mich begleitete ein Kindergebetbuch. Das immer gleiche Hin-und-her des Gottesdienstes nahm ich in kindlicher Selbstverständlichkeit in mich auf. Ich besuchte einen von Nonnen geführten katholischen Kindergarten. Die übergroße Marienfigur im Altarraum inmitten der dunklen Kirche – hoch über mir, tiefblau in wallendem Mantel – hat sich mir tief eingepägt. Dazu haben wir gesungen: „Maria breit den Mantel aus.“ Es war schön. Ich fühlte mich geborgen.

Ich glaubte an Gott, natürlich ... Religiöse Sozialisation durch Gewohnheit. Unhinterfragbar. Nicht an Gott glauben, gar aus der Kirche austreten? Nein, das hätte bedeutet, sich aus der bürgerlichen Ordnung zu verabschieden. Damit hörte man auf, ein anständiger Mensch zu sein. Das war tabu. Das ging so wenig, wie aus der Bundesrepublik auszutreten. Glaube aus Tradition und Sozialisation.

Mit 14 Jahren wechselte ich die Schule und mit der Schule das Milieu. Meine neuen Religionslehrer vermittelten nicht nur die Stoffe des Glaubens. Sie forderten mich geduldig, aber kritisch zum Nachdenken heraus. Auch zum Nachdenken über

meinen Glauben. Nach und nach tat sich mir eine neue Welt auf. Ich entdeckte: Es gibt Menschen, die leben ohne Kirche, ohne Gott und Glauben. Enttabuisiert. Frei. Kritisch.

Auch ich begann zu fragen: „Wer ist das eigentlich – Gott?“ Es war eine echte Frage. Ich hatte keine Antwort. Ja, ich war mir recht gewiss, dass dies eine Frage ist, auf die niemand eine überzeugende Antwort geben kann.

Die katholische Kirche ließ ich zunehmend hinter mir. Die evangelische Kirche schien mir persönlicher und authentischer, offener und freier. Mit mehr Spielraum, mich hier auch selbst mitgestaltend einbringen zu können. Zunehmend engagierte ich mich politisch. In diese pubertäre Phase des Umbruchs fiel eine für mich bedeutende, mein Leben bis heute bestimmende Begegnung.

Eine Freundin lud mich zu einem Vortrag in ihre Gemeinde ein. Thema: „Wer ist das eigentlich – Gott?“ Mein Thema! Ein dänischer Student sprach. Er erzählte von einem Kuchen. Von Gott. Und vom Glauben. Gott, so erzählte er, sei wie ein Kuchen: rot und von weißer Sahne überzogen, so steht dieser Kuchen auf dem Tisch. Um ihn her zahlreiche kluge Wissenschaftlerinnen und Doktoren, die miteinander diskutieren. „Es ist ein Erdbeerkuchen.“ „Nein, es ist ein Himbeerkuchen.“ „Es könnten aber auch Kirschen sein!“ Schließlich fasst sich einer ein Herz, nimmt sich ein Stück von dem Kuchen und beißt hinein. „Und?“, schauen ihn die anderen fragend an, „was ist es für ein Kuchen?“ – „Probiert es doch selbst aus!“

„Probiert es doch selbst!“ – dieser Satz löste in mir einen neuen Zugang zu Gott aus. Glauben heißt seither für mich, es zu wagen, mich auf den Spuren der Bibel einzulassen auf die verheißene Wirklichkeit Gottes. Glauben geschieht mitten im Leben. Gott ist im Alltag zu erwarten. Glauben wird nicht zuerst gedacht. Glauben wird zuerst erlebt und gelebt. Er lebt

aus Erfahrung und zielt auf Erfahrung. Glauben bedeutet eine bestimmte Weise zu leben. Engagiert zu leben. Und Glauben vertieft sich im Gespräch, in der Gemeinschaft, in der mein Glauben Worte findet, in der er gefeiert und von der Tradition bereichert wird.

Mein Glaube ist nicht kompliziert. Im Ursprung ist mir mein Glaube einfach und selbstverständlich. Es ist eben einfach so, wie ich glaube, dass es ist. Doch diese „erste Naivität“ des Glaubens bleibt nicht lange unberührt. Kompliziert wird mein Glaube, wenn ich anfangs darüber zu sprechen, mich anderen zu erklären, insbesondere solchen, denen „mein Glaube“ ganz fremd ist. Andere glauben ganz anders als ich. Sie identifizieren sich mit anderen Überlieferungen, Religionen oder Weltanschauungen. Sie leben in anderen Überlieferungsströmen. Zur Herausforderung wird mir „mein Glaube“, wenn er mich „anders“ macht und unterscheidet, wenn er authentisch wird, besonders dann, wenn er mich in eine Praxis führt, in der ich engagiert eigene Wege gehe.

Wie leicht fällt es mir oft, in den Gemeindegesang einzustimmen. Dann singe ich „Großer Gott, wir loben dich“, „Gottes Liebe ist wie die Sonne“ oder „Von guten Mächten wunderbar geborgen“; ich bete „Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name,“, ich spreche „Ja und Amen“ zum Evangelium, stimme ein in das „Heilig, heilig“ – doch kaum trete ich über die Schwelle der Kirchentür, da kommen mir diese Worte kaum noch über die Lippen. Dann verschlägt es mir die Sprache. Die Lieder und Gebete scheinen dann nicht mehr zu passen, sie wirken fremd in der „säkularen Welt“ da draußen. Dann sind mir die auswendig gelernten Worte des Glaubensbekenntnisses, die ich eben noch im monotonen Sprechgesang des Gottesdienstes mitgesprochen habe, auf einmal befremdliche Hülsen. Ist „der Glaube“, der sich da in der Kirche artiku-

liert, wirklich „mein Glaube“? Ist er mir eine geistliche Sprachhilfe im Alltag?

Gespräche über den Glauben außerhalb der Kirche sind selten. Manchmal, oft überraschend, begegne ich Menschen, mit denen sich ein offenes und in die Tiefe führendes Gespräch über den Glauben ergibt. Erst ist es ein vorsichtiges Herantasten. So lange, bis wir entdecken, uns bewegen ähnliche Themen und Fragen. Immer tiefer, die Zeit verfliegt, Seelen wachsen Flügel, kommen wir darüber ins Gespräch, was uns trägt und bewegt, was wir hoffen und wie wir uns verhalten können. Überrascht entdecken wir, dass wir auf ähnlichen, vielleicht sogar gleichen Wegen unterwegs sind, dass wir gemeinsame Erfahrungen teilen und uns verstehend folgen können, selbst bis dahin, wo unsere Worte mehr stottern als greifen. Je persönlicher es dabei zugeht, desto mehr öffne ich mich und beginne in Worte zu bringen: Was ist es, das mich glauben lässt? Was und wie glaube ich? Und welche Erfahrungen sammle ich dabei? Und dem Anderen geht es ebenso, denn sonst wird sich unser Gespräch nicht weiter vertiefen: Glaubensgespräche leben vom Austausch, von Zuhören und Verstehen, genauso wie vom Sprechen und der gemeinsam empfundenen tiefen Stille. Je mehr wir uns einander öffnen und einander folgen, desto tiefer tauchen wir ein: in unsere Gedanken, in unsere Gefühle, ja, bis in unsere Seele. Bilder tauchen in uns auf, die wir in Worte zu bringen versuchen. Uns wird es dann wichtig, irgendwie einander zum Ausdruck zu bringen, was uns jeweils innerlich bewegt, wie sich mein Glaube anfühlt, was mir mein Glaube gibt und was mir deshalb in meinem Alltag oder auch in unserem gesellschaftlichen Leben wichtig ist. Im Gespräch wird uns bewusst, was unser Glaube ist und was er uns bedeutet. Und wenn es uns gelingt, uns darin verständlich zu machen, dann erleben wir das als eine große Bereicherung und Klärung.

Noch intensiver wird es, wenn uns unsere Begegnung erlaubt, still einen Augenblick Gottes miteinander zu teilen. Sei es, einfach nur eine Kerze anzuzünden, miteinander zu beten, einander zu segnen, uns vergebend in den Arm zu nehmen. Das sind heilige Momente, die tief berühren. Augenblicke, in denen wir einander in den gemeinsamen Raum unseres Glaubens aufnehmen und der Gegenwart Gottes öffnen. Sie brauchen die persönliche Begegnung, aber auch das Zutrauen, dass sich in dieser Begegnung noch ein „Mehr“ einstellen kann, das uns gemeinsam zu erfüllen vermag. Gottesgegenwart als eine Quelle, die sich uns gemeinsam eröffnet. In ihnen erfüllt sich die Jesus-Verheißung: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matthäus 18,20). Zu solch heiligen Augenblicken einzuladen, braucht es sicherlich Offenheit und Empfindsamkeit. Mich auf sie einzulassen, kostet mich Mut, Vertrauen und Überwindung. Es ist ein persönliches Wagnis voller Gefühl. Leichter gelingen sie im vertrauten Raum einer Kirche, die sich wie eine Schutzhülle um so viel Gott-Innigkeit legt. Doch wo sich solche Augenblicke einstellen, da sind sie voller Zärtlichkeit. Und es liegt so viel Kraft, soviel Liebe darin, sie stiften so viel Hoffnung, dass es mich für meinen Alltag auf längere Zeit zu beseelen vermag. Es gibt diese heiligen Augenblicke. Ich habe sie immer mal wieder erlebt. Wir können sie nicht machen und auch nicht verordnen. Wo sie inszeniert werden, können sie leicht übergriffig werden – und furchtbar ist es, wenn sie missbräuchlich und manipulativ eingesetzt werden.

Ich erzähle ihnen eingangs dieses Buches so persönlich von mir und von dem, was es für mich bedeutet, zu glauben und Glauben teilen zu dürfen, weil ich meine, dass sich anders Glauben nicht mitteilt. Ich persönlich brauche es, von meinem Glauben sprechen zu können und ihn mit anderen zu teilen.

Und dabei meine ich „meinen Glauben“ nicht als ein religiöses Konstrukt. Mein Glaube ist kein religiöser Text, den ich vorlesen könnte. Mein Glaube ist, von woher ich mich selbst von Grund auf verstehe. Denn wer ich bin, das weiß ich nicht aus mir selbst heraus. Ich „habe“ solches „Selbst-verständnis“ nicht anders als in der Weise des Glaubens: Was mich hält, was mich trägt, wer ich bin und wie ich bin – „weiß“ ich nicht, ich glaube es. Mein Glauben ist das, was mich mit Gott verbindet und vom Grunde meiner Seele her trägt und bewegt. Wie auch immer du glaubst – wem glaubst du, wer du bist?

Solche Gespräche und Begegnungen gelten jedoch in unserer Gesellschaft als suspekt. Da kommen Emotionen ins Spiel, etwas nicht Kontrollierbares. Da geht es persönlich zur Sache und an die Seele – und da kann es auch kontrovers zugehen. Wo darüber nachgedacht wird, wie wir Glaube teilen und in unserem Glauben miteinander ins Gespräch kommen können, da wird das rasch als übergriffig und vereinnahmend bewertet. Wer von seinem Glauben mit anderen spricht, die ist eben ein wenig überengagiert, der ist missionarisch – und das fühlt sich eher unangenehm an. Dabei verstellen wir uns damit die Möglichkeit, uns in dem, was uns wirklich wichtig ist, tiefer und intensiver zu begegnen und gegenseitig zu bereichern: was uns trägt, was wir hoffen, was uns bewegt. Glaubensgespräche bringen uns in der Tiefe unserer Person miteinander ins Gespräch. Und es sind Gespräche, die, wenn sie glücklich verlaufen, uns ermutigen, trösten, versöhnen können. Begegnungen, die unseren Glauben aufwecken und uns aufstehen und weiter gehen lassen.

Glauben lebt aus Begegnungen! Dieser Spur folgend möchte ich tiefer verstehen, was Glauben eigentlich ist, was es für uns bedeutet „zu glauben“, warum wir einander dafür brauchen und wie wir Glaube miteinander teilen können.

Kapitel 2

Gott glauben

Aber was heißt eigentlich „glauben“? Was bedeutet das Wort „Glauben“?

Worte erzählen nicht nur Geschichten. Sie haben auch Geschichte. Und sie machen Geschichte. Im Verlauf der Zeit wandeln sich ihre Bedeutungen. Alten Worten wachsen neue Sinngehalte zu. Das geschieht seltener bei so handgreiflichen Worten wie „Tisch“ oder „Stuhl“. Die halten das Gemeinte gewissermaßen schon in der Hand. Aber durchaus häufiger bei so abstrakten Begriffen wie „Freiheit“, „Frieden“, „Gerechtigkeit“, „Gut“ oder „Böse“, die auf das Bezeichnete mehr hinweisen, als dass sie es fest im Griff haben. Begriffe, die das Gemeinte eben nicht abschließend begreifen, die sich eher daran herantasten und darauf hinweisen.

Das Wort „glauben“ ist solch ein Wort. Über die Jahrtausende ist es in seiner Bedeutung allmählich gewachsen. Es ist eines der großen Menschen-Worte. Seine Geschichte erzählt von seiner Bedeutung.

Was ist die Geschichte des Wortes „glauben“? Das Wort „glauben“ leitet sich her von dem gotischen Wort *Galaubjan*, das

sich schon in der sogenannten Wulfila-Bibel aus dem 4. Jahrhundert findet. Daraus ist das Althochdeutsche „gilauben“ geworden. „Gilauben“ bedeutet ursprünglich „vertrauen und sich anvertrauen“, genauso wie das griechische Wort *pistos*. *Pistos* wie seine germanischen Verwandten sind ursprünglich Begriffe der Alltagssprache. Ihren religiösen Bezug gewannen sie erst in der biblischen Tradition und erfuhren sodann durch ihren Kirchengebrauch eine Bedeutungserweiterung. In seinen Familienstammbaum gehören bedeutende Ahnen und Geschwister: fides, faith, trouwen, truth, trust, trauen, Trauung, Treue, Trost. Reich ist der Wortsinn. Fein die Nuancen. Je nach Gepräge und Situation gilt es aufmerksam hinzuhören, was denn mit „glauben“ je gemeint ist. Aber schon die Weite der Angehörigen der Wortfamilie lässt erkennen, dass Glauben, Vertrauen, Treue und Wahrheit eng zusammengehören und von großer Bedeutung für die Gemeinschaftswerte und somit für die soziale Ordnung und den gesellschaftlichen Zusammenhalt sind.

Wenn wir von „glauben“ reden, meinen wir selbstverständlich immer schon zu wissen, was damit gemeint ist. Selbstverständlich setzen wir voraus, dass die anderen dabei unser jeweils eigenes Verständnis teilen. Doch wo zwei sich über das Glauben unterhalten, kann von sehr Unterschiedlichem die Rede sein.

Das deutsche Wort „glauben“ hat eine große Bedeutungsspanne. Eine erste Reihe von Bedeutungen verortet das Glauben im Denken des Menschen, d.h. das Glauben gehört in die Welt des Denkens und Erkennens.

Zumeist, wenn wir das Wort „glauben“ verwenden, meinen wir damit, dass wir etwas nicht so genau wissen. Wir meinen oder vermuten es bloß. So sagen wir zum Beispiel: „*Ich glaube, es ist 10 Uhr.*“ Auf Gott bezogen heißt das: Ich weiß nicht, ob es Gott gibt, aber ich vermute es.

Deutlich verbindlicher klingt das Wort „glauben“ in unseren Ohren, wenn es die Bedeutung von „sich auf etwas verlassen“ annimmt. *„Hans glaubt, dass die Autobahn Richtung Frankfurt inzwischen freigegeben ist, und wählt diese Route.“* Hier wird das Wort „glauben“ im Sinne von Anerkennung, von Für-wahr-halten verwendet: Ich glaube etwas, heißt, ich bin mir einer Sache sicher.

Im Raum der Religionen bedeutet zu glauben auch, sich zu etwas zu bekennen. Glauben im Sinne von Bekenntnis, Glaubensbekenntnis. *„Ich stehe dazu, dass ...“*. Eng damit verbunden ist *der* Glaube als eine umfassende religiöse Weltsicht: „der christliche, jüdische, islamische Glaube.“ Glauben bedeutet dann, einer bestimmten religiösen Weltsicht anzuhängen und mit ihr verbunden sein: „Einen Glauben teilen.“

In dieser ersten Reihe von Bedeutungen bezieht sich „Glauben“ immer auf Aussagen und somit auf „etwas“. Glaube in diesem Sinne ist immer inhaltlich mit Aussagen gefüllt, ja, er kann eine ganze Lehre umfassen.

Eine zweite Reihe von Bedeutungen gibt Glauben eine eher personale Ausrichtung und Bedeutung. Und dabei geht es um ein Geschehen, auch eine Handlung, die in einer Beziehung verankert ist. „Glauben“ ist hier mehr als ein „Denken über etwas“. Eher meint es ein Sich-Verlassen auf jemanden hin. So sagt zum Beispiel eine Mutter *„Ich glaube an meinen Sohn, dass er es schaffen wird.“* Hier bedeutet Glauben so viel wie „jemandem etwas zutrauen“. Noch umfassender ist das Wort „glauben“ gefüllt, wenn z.B. ein Schüler über seine Beziehung zu seiner Lehrerin sagt: *„Ich glaube ihr, dass sie weiß, was sie tut, und es gut mit mir meint.“* Solch ein Glauben stiftet die nötige Vertrauensbeziehung, die eine Lehrerin braucht, um ihre Schüler zu führen und zu begleiten. Ich nenne das mit dem Theologen Adolf Schlatter (1852 – 1937)¹ „das Glauben“.

Niemand weiß am Tag der Trauung, ob sich das „Ja-Wort“, das der Partner oder die Partnerin gibt, in der Zukunft bewahrheiten wird. Aber über alles Wissen hinaus, glaube ich „meiner Frau“ und baue darauf mein Leben als ein gemeinsames Leben auf: einander glauben, einander vertrauen und treu sein, beieinander Trost finden und einander Trost schenken, stiftet das Band der Ehe. Hier bedeutet „glauben“: sich auf jemanden gründend verlassen im Sinne von Vertrauen; jemanden folgen, weil man ihm glaubt. Glauben als lebendige Verbundenheit mit einem umfassenden Ganzen, an dem ich teilhabe und teilnehme. Ich nenne dieses Glauben mit dem Kirchenvater Augustin „credere in“. Dieses Glauben hat kein Objekt, es ist intersubjektiv: Es ist ein Glauben im Gegenüber, was sich ins Deutsche jedoch kaum übersetzen lässt.

Wenn vom christlichen Glauben die Rede ist, dann spielen alle Bedeutungsebenen mit. Immer geht es dabei aber um die personale Beziehung des Menschen zu Gott, auf die ein Mensch sein Leben gründet.

Was also meinen Menschen, wenn sie sagen „ich glaube an Gott“? Manche wollen damit sagen: „Ich glaube, dass es einen Gott gibt.“ Und viele meinen damit wohl eher: „Ich vermute, dass es einen Gott gibt.“ Sie machen sich darüber so ihre Gedanken, die sie mal mehr in diese, mal mehr in jene Richtung führen. Manchmal meinen sie, dass da ein Gott ist. Aber sie wissen es natürlich nicht genau. Manchmal erscheint ihnen dieser Gedanke geradezu abstrus, und sie vermuten eher, dass da kein Gott ist. Manchmal sind sie hoffnungsfroher gestimmt, mit sich und dem Leben im Reinen: Dann „gibt es Gott.“

Unter ihnen finden sich auch jene, die der Kirche und ihren Erzählungen glauben. Sie sagen: „Die Bibel wird schon recht haben. Das kann doch nicht alles erfunden sein.“ Sie trauen sich der kirchlichen Überlieferung und ihren Zeugen an. „Ich

glaube Maria, Petrus, Johannes oder Paulus, dass Jesus von den Toten auferstanden ist.“ Mutter, Vater, Großeltern haben sie in diese Welt des Glaubens hineingenommen. Und sie glauben ihnen, dass da Gott ist.

Dritte formulieren weniger persönlich. Einfach zu sagen „Ich glaube“, das ist ihnen zu bekenntnishaft. Aber sie fühlen sich „dem Glauben“ durchaus verbunden und zugehörig. Es sind nicht die kirchlichen Zeugen, denen sie trauen. Es ist das Umfeld, das „christliche Abendland“, in dem sie groß geworden sind und das sie geprägt hat. Glaube aus gesellschaftlicher Konvention. Der christliche Glaube ist „ihr Glaube“ aufgrund der Sozialisation, die sie erfahren haben. Durch kulturellen Zufall sind sie nun mal Christen und nicht Moslems oder Hindus geworden. „Wir finden uns in dieser Geschichte und Tradition schon vor, weil wir in sie hinein geboren sind.“ Nicht sie haben sich diesen „Glauben“ gewählt, sondern der „Glaube“ ist ihnen (auf-)gegeben. Es ist ihre Religion. Teils ringen sie damit. Teils können sie dieser Glaubensprägung zustimmen. „Der christliche Glaube“, meinen sie, „trägt und bestimmt doch ganz wesentlich unsere Kultur. Er lässt sich halt nicht noch mal begründen, sondern er gründet uns. Unser gemeinsames Leben lebt nun mal von Werten, die wir uns nicht selbst geben können, aber über die wir uns immer wieder neu miteinander verständigen müssen.“

Für wieder andere meint „glauben“, dass man von etwas überzeugt ist. Wer glaubt, bezieht einen Standpunkt und steht dafür ein. Wer glaubt, hat eine Überzeugung: „Ich glaube an Gott“ heißt hier: „Ich glaube Gott. Credere Deo. Ich bin von Gottes Wirklichkeit überzeugt.“ Angesichts des Todes oder in großer Lebenskrise klingt dieser Satz „Ich glaube Gott“ besonders persönlich und existentiell. Die sterbende Frau, die mit diesem Satz ihr Leben getrost Gott anvertraut. Der mutige Be-

kenner, der sich mit diesem Satz persönlich riskiert. Hier ist Gott Grund und Quelle des eigenen Lebens, auf den hin ich es wage, mich zu verlassen. Wer so glaubt, traut Gott nicht nur etwas zu, sondern alles. Dass ich bin und wer ich bin. Mein Leben und meine Identität. Den innersten Kern meiner Person.

„Gott glauben“ ist also etwas anderes als eine bloß gedankliche Überzeugung. Gott glauben bedeutet mehr als die mehr oder weniger feste Meinung, dass es Gott gibt. Gott glauben heißt, sich in „Gott zu gründen“. Ich traue mein Leben Gott an. Denn Gott, so glaube ich, ist der, der mein Leben trägt. Mein Leben ruht in Gottes Hand. Er hält mich, selbst wenn ich mein Leben nicht mehr festhalten kann. „Gott glauben“ ist die Grundbeziehung meines Lebens.

Kapitel 3

Relevanzkrise des Glaubens?

Wozu glauben? Es geht doch um Wissen. Was hat da das Glauben für eine Relevanz? In diesem Kapitel möchte ich näherbringen, warum ein Leben ohne Glauben nicht geht. Es muss kein religiöser Glaube sein. Auch kein christlich gefüllter Glaube. Aber ohne Glauben, so behaupte ich, kann niemand leben.

Das mag irritieren. Denn wir leben in einer wissensgeprägten Kultur. Nur das, was sich beweisen lässt, das gibt es auch. Und beweisen lassen sich nun mal nur Dinge, die man sehen und fühlen kann. Was sich nicht als Tatsache vor Augen führen lässt, das gibt es auch nicht. Es geht um handfeste Tatsachen, um harte Fakten.

Da scheint Glauben geradezu irrelevant, ja sogar schädlich. Führt Glauben nicht zum Beispiel dazu, offensichtliche Fakten einfach „weg-zu-glauben“? Wer etwa nicht daran glaubt, dass der Klimawandel von Menschen verursacht ist, für den gibt es dann eben auch keinen Grund, etwas an unserem Lebensstil zu ändern, damit das Leben auf dieser Erde Zukunft hat. Was ich nicht glaube, das gibt es für mich eben einfach nicht, das hat

für mich keine Bedeutung! Ist es das Glauben, das dem Leben Bedeutung schenkt? Entscheidet unser Glauben darüber, was für unser Leben Relevanz hat und was nicht? Hängt von unserem Glauben ab, was wir sehen und wahrnehmen können und was nicht? Ist es unser Glaube, der uns für etwas hellhörig macht oder taub?

Heutzutage wird vor allem die Kehrseite des Glaubens betont: Glauben ist irrational. Die einen glauben an das grüne Spaghettimonster, andere an einen Mann mit Bart auf einer Wolke, den sie Gott nennen, dritte an den baldigen Weltuntergang, und vierte glauben daran, dass Leben nur gelingen kann, wenn wir uns nur noch von Gras und Gänseblümchen ernähren. Glauben etabliert irgendwelche komischen Sonderwelten. Glaube ist fake. Glaube macht verrückt und ist deshalb gefährlich.

Klar, geglaubt werden kann alles Mögliche. Aber dass wir etwas glauben, heißt noch lange nicht, dass es auch wahr ist – auch wenn wir es, weil wir es nun mal glauben, völlig überzeugend finden. Es ist natürlich, dass uns unser Glaube selbstverständlich wahr erscheint – und das, was die anderen glauben, abstrus und eingebildet. Glaube, das wird auch daran deutlich, ist in einem hohen Maße eine soziale Wirklichkeit.

Das heißt aber nicht, dass wir deshalb aufhören sollten zu glauben. Ich meine, dass das auch gar nicht geht. Das wäre so, als wollten wir aufhören zu atmen, weil die Luft schlecht ist. Oder aufhören zu essen, weil das Essen nicht schmeckt. Sicher kann man sich mal die Nase zuhalten oder den Teller zur Seite schieben – aber ganz das Atmen oder das Essen einstellen, das geht nicht, das wäre Selbstmord. Und genauso wenig geht ein Leben ohne zu glauben. Leben ohne zu glauben geht nicht. Glauben ist für unser Leben so nötig wie Atmen, Essen oder Trinken. Glauben ist elementar.

Das gilt für ein Glauben im Sinne von Für-wahr-halten. Das gilt aber erst recht für ein Glauben im Sinne von Vertrauen. Ohne zu glauben verlieren wir uns in unserem eigenen Leben. Es ist, als bräche uns der Boden unter den Füßen weg. Und umgekehrt lässt uns Glauben selbst aus aussichtslos erscheinenden Situationen wieder aufstehen. Orientierung, Würde, Sinn und Bedeutung werden geglaubt – allerdings genauso wie Des-Orientierung und Entwürdigung, Bedeutungsverlust oder Sinnlosigkeit. Glauben kann uns mit Menschlichkeit beschenken oder unserer Menschlichkeit berauben, Wahrheit stiften oder der Lüge anheimgeben. Ob das, was wir als ein gutes Leben glauben, auch ein gutes Leben ist, wissen wir nicht, wir glauben es. Doch ohne zu glauben, gibt es keine Bilder vom „guten Leben“ in uns, an denen wir uns orientieren könnten. Hier möchte ich nun sieben wichtige Lebensgründe vorstellen, die sich uns nur im Glauben erschließen! Übrigens später, im 7. Kapitel dieses Buches über „Das Vaterunser als Jesu Schule des Glaubens“, komme ich auf diese sieben Lebensgründe des Glaubens zurück und versuche zu zeigen, wie Jesus sie inhaltlich füllte.

1 Glauben lässt aufstehen

Montagsmorgen. 6 Uhr. Der Wecker klingelt. Eine neue Woche beginnt. Es wird ein schöner Tag. Das glaube ich jedenfalls. Und ich freue mich darauf. Es wird gut, sehr gut sogar. Ich sage mir: „Ich will!“ Und ich stehe auf. Ich will diesen Tag leben. Jeder gute Morgen ist so ein kleines Fest des Glaubens, ein Fest der Auferstehung.

Es gibt auch andere Montagsmorgen. Solche ohne Schwung. Ja, ich stehe auf. Aber nur aus Gewohnheit! Oder weil ich halt

muss. Weil die Kinder es verlangen. Weil mich die Pflicht ruft. Weil es die gute Ordnung von mir verlangt. Oder schlicht, weil die Angst mich treibt: „Was würde passieren, wenn ich mal nicht aufstünde?“ – Ja, was wäre denn, wenn ich eines Morgens nicht mehr aufstünde? Nicht, weil ich krank bin. Nicht, weil es nicht ginge. Sondern einfach, weil ich nicht mehr will. Weil ich einfach nicht mehr dran glaube, dass es gut wird oder sich lohnen tāt'. Weil mich nichts mehr bewegt aufzustehen. Weil irgendwie die Luft raus ist.

Dieses innere Gefühl, das bisher immer so selbstverständlich da war und dem neuen Tag Wert und Bedeutung schenkte. Auf einmal ist es weg. Diese Leere ist stärker als alles Müssen. Kein Pflichtgefühl, keine Gewohnheit, keine Ordnung, keine Angst kann mich mehr bewegen, am Leben teilzunehmen. Hinter verschlossenen Fensterläden will ich nur noch meine Ruhe haben. Ich will keinen neuen Tag mehr sehen. Alles scheint mir nur noch grau in grau. Völlig egal, ob ich aufstehe oder liegen bleibe. Alles ist sinnlos. So sinnlos und egal, dass mir jede Kraft zum Aufstehen fehlt. Auf einmal fehlt mir alles Glauben, und ich fühle mich wie gelähmt.

Glauben ist die innere Einwilligung in das eigene Leben. Glauben ist, wenn ich morgens sage: „Ich will diesen Tag leben. Es wird gut.“ Ohne Glauben sterbe ich. Es braucht einen starken Glauben zum Leben. Es braucht den Glauben: „Es ist gut, dass ich bin.“

Glauben ist das, was mein Leben bewegt. Das, was mir das Zutrauen gibt: Es ist gut, was ich tue. Glauben ist die selbstverständliche Gewissheit: Mein Leben hat Grund und Halt. Glauben schenkt meinem Leben das innere Empfinden von Wahrheit, von Gutsein, von Lebendigkeit.

Glauben schenkt Boden unter den Füßen. Mit meinem Glauben stehe und falle ich. Er trägt mich oder er lässt mich

hängen. Und ich kann mein Glauben nicht selbst begründen. Es gibt mir ja selbst Grund zum Leben.

Karl Barth, der wortgewaltige Theologe, schrieb: „Glaube ist das Wunderbarste und das Einfachste zugleich: Es geschieht in ihm, dass der Mensch die Augen aufschlägt, sieht, wie alles – objektiv, real, ontologisch – ist, und nun eben Alles nimmt, wie es ist. Glaube ist die simple Entdeckung des Kindes, dass es sich im Hause seines Vaters oder auf dem Schoß seiner Mutter befindet.“²

Glauben ist etwas ganz Alltägliches und Lebensnotwendiges. Wie Atmen, Essen, Lieben oder Wohnen ist Glauben ein Grundwort des Lebens. Ohne Glauben geht dem Leben der Atem aus. Und immer mehr Menschen geht der Atem aus. Sie wollen nicht mehr aufstehen. Sie können nicht mehr aufstehen. Sie sind nicht bloß körperlich ermüdet. Auch sind sie nicht nur psychisch leer. Sie sind seelisch erschöpft. Sie sind in ihrem „Selbst“ erschöpft, in ihrer Identität. Wir nennen das heute einen „Burnout“.

„Burnout“ ist in unseren Tagen zu einem Massenphänomen geworden. Die Art und Weise, wie wir leben, und das Phänomen des Burnout haben etwas miteinander zu tun. Unsere Gesellschaft ist von einem ökonomischen Denkmuster bestimmt, das alles durchwaltet. Alles wird am äußeren Erfolg bemessen, an Einschaltquoten und Teilnehmerzahlen, an Gewinn und Verlust. Es gilt und gibt, was sich messen und quantifizieren lässt. Glauben lässt sich nicht messen. Deshalb gibt es Glauben und die Wirklichkeit, die im Glauben erkannt wird, für die Weltvermesser nicht. Das ist ein großer Wirklichkeitsverlust. Der Raum des Glaubens ist nämlich von einer unausschöpflichen Tiefe, von keiner Waage, von keinem Maß zu messen.

2 Glauben gibt Orientierung

Ich bin ein leidenschaftlicher Skifahrer. Der Blick von der Höhe, das grandiose Panorama der Berge, der Schwung in die Tiefe, schenken mir innere Weite und Tiefe. Aber die Berge sind auch gefährlich.

Vor einigen Jahren schloss sich urplötzlich eine Nebeldecke um mich. So dicht, dass nichts mehr zu sehen war. Wirklich gar nichts mehr. Alles war nur noch grau. Eintöniges Grau. Kein Punkt, keine Kontur waren noch auszumachen. Der Schnee war so weißgrau wie der Himmel. Oben und unten, alles war gleich. Nur noch grau.

Es warf mich um. Ich verlor mein Gleichgewicht und stürzte. Auf einer abgebrochenen Eisscholle sah ich mich den Hang hinab rutschen. Ich sah es wirklich. Ich spürte es tatsächlich. Ich versuchte mich festzuhalten. Meine Hände krallten sich in den Schnee. Vergeblich. Kein Halt war zu finden. Dann – von jetzt auf gleich – hielt der Film inne. Eine Skispitze vor mir, daran hielten sich meine Augen fest. Urplötzlich kam die Szene um mich herum zum Stillstand. Es wurde ruhig. Ich stand auf. Nichts um mich her hatte seine Ordnung verloren. Nur ich. Ich hatte mein Gleichgewicht verloren.

Was war passiert? Unser Auge braucht immer einen Fixpunkt, von dem her unser Gehirn berechnen kann, wo oben und wo unten, wo links und wo rechts ist. Der Nebel hatte meinem Blick diesen Fixpunkt genommen. Da war nur noch grau. Alles schien gleich grau. Mein Gehirn hatte die Orientierung verloren. In dem Augenblick wusste ich nicht mehr, wo oben und wo unten ist. Ich war blind. Ich verlor mein Gleichgewicht und stürzte. Bis sich der Wolkennebel lichtete und sich ein fester Punkt auftat, den meine Augen sofort fixierten. Der scheinbare „Einsturz“ meiner äußeren Welt war ausgelöst durch „äu-

ßere Vernebelung“, die eine „innere Verwirrung“ bewirkte und mich wiederum einen „äußeren Erdrutsch“ wahrnehmen ließ.

Glauben ist die vertrauensvolle Ausrichtung auf einen festen Punkt außerhalb meiner selbst, von dem her sich mein Leben verortet. Verliere ich diesen Punkt, weil mir alles nur noch gleich und grau erscheint, verliert alles seine Bedeutung und ich meine Orientierung. Ich verliere meine innere Balance. Die äußere Welt erscheint mir im Zusammenbruch, und ich stürze. Mein Glauben hingegen lässt mich aufstehen, aufrecht gehen und meinen Weg finden.

Für Glaube jedoch ist in einer veräußerlichten Welt kein Platz. Wir durchleben einen rasanten Wandel durch den Prozess der Digitalisierung. Sie macht unsere Welt immer weiter, aber auch immer schneller. Dabei erleben wir uns als eingebunden in die Programmatik der verarbeitenden Systeme. Nicht wir programmieren sie. Sie programmieren uns. Scheinbar arbeiten wir mit ihnen. Tatsächlich diktieren und bestimmen sie unser Handeln. Und wir folgen immer ausgeprägter ihrem mechanistisch-materialistischen Welt- und Menschenbild.

Das Massenphänomen des Burnout zeigt, dass manche Menschen unter diesen Umständen vertrocknen. Ihr „Selbst“ erschöpft sich. Ihr Inneres verdurstet. Sie erleben sich als Fremde, als Touristen im eigenen Leben. Alles scheint gleichgültig, egal, flach, eben lieblos.

Wie gehen wir damit um? Können wir das als spirituelle Herausforderung wahrnehmen? Erschließt Glauben innere Ressourcen des Trostes, der Hoffnung, der Lebensorientierung, um unter lebenswidrigen Umständen zu leben? Fördert Glauben Resilienz?

3 Glauben schenkt Würde

Burnout ist nicht nur Folge von Stress und zeitlicher Überlastung. Drohender Burnout ist deshalb auch nicht einfach mit einem besseren Zeitmanagement zu bewältigen. Es geht weniger um äußeren Druck – an dem wir oft wenig ändern können und auf den wir deshalb vor allem klagend reagieren – als vielmehr um eine stabile, eine robuste Identität, die es erlaubt, mit diesem Druck selbstbewusst umzugehen. Es geht um ein – immer wieder neu – zu balancierendes und einzustimmendes Gleichgewicht von innerem und äußerem Leben. Es geht um das Leben als ein versöhntes Ganzes.

Ich möchte das an einem Bild veranschaulichen. Drei Menschen sollen 42 Kilometer laufen. Das ist eine lange Strecke. Alle drei stehen vor derselben Aufgabe. Alle drei sind gleich ausdauernd. Doch: Der erste muss sie laufen, weil er auf der Flucht ist. Es geht um sein Leben. Für die zweite ist es der Marathonlauf, auf den sie sich lange vorbereitet hat. Der dritte ist dazu verpflichtet worden – ohne Angabe von Gründen, ohne ein näheres Warum und Wozu. Alle stehen sie vor derselben Aufgabe. Doch mit einer unterschiedlichen inneren Berufung. Mit einer unterschiedlichen Erzählung, einem je anderen Narrativ. Und so werden sie die Anstrengung ganz unterschiedlich erleben und auch mit Erschöpfung sehr verschieden umgehen können.

Der französische Psychoanalytiker Alain Ehrenberg hat die Dynamik der Aushöhlung des Selbst zu „einem morschen Stück Holz“ Anfang der 90er Jahre schon mit dem Begriff des „erschöpften Selbst“ beschrieben. In dem rasanten Anstieg diagnostizierter Depressionen seit den 70er Jahren, in Hyperaktivität und andere Anzeichen von Gleichgewichtsverlust erkannte Ehrenberg die Last der Identitätsarbeit.